

Donnerstag, 6. Juni 2024

# Mundartakzente sorgen für Lacher

Shakespeares «Ein Sommernachtstraum»: Die Freilichtspiele Luzern punkten mit urchigen Kostümen und dialektalem Charme.

Anja Nora Schulthess

Während die einen zum Länderspiel Schweiz gegen Estland in die Allmend tingeln, versammeln sich die Theater-affinen Luzernerinnen und Luzerner auf der anderen Seite des Hügels zur Premiere eines Evergreens: Shakespeares «Sommernachtstraum», genau zum ersten sommerlichen Juni-Abend nach dem grossen Regen. Dies vor der malerischen Kulisse beim Wagner-Hügel, die Vögel pfeifen, unten auf dem Platz wird friedlich «tschuttet», nur ein nahender Helikopter stört Akustik und Bild.

«Fäschte. Fiire. Fröhlich siil!» wird dem Publikum eingangs vom Zeremonienmeister Philostrate befohlen. Gerufen und geladen wird zur Hochzeit der Herzogin und des Herzogs von Athen.

## Traditionelle und werkgetreue Inszenierung

Am Dienstagabend ging die Premiere des Freilichtspiels «Ein Sommernachtstraum» in einer Dialektfassung von Ueli und Adi Blum vor der hübschen Kulisse der Villa Schröder auf Tribschen über die Bühne.

Die Inszenierung kommt inhaltlich und dramaturgisch erstaunlich werkgetreu daher: Drei Tage und drei Nächte um Hochzeit und Ehestreit des Athener Herrscherpaars, Verwirrungen in den Liebesordnungen und heimtückische Kniffe durch Elfen und Kobolde.

Unterhaltung steht im Vordergrund. Gerade das ist aber, im Kontrast zu all den landauf, landab gespielten, manchmal



Es dunkelt langsam ein im Wald: Musizierende und Fabelwesen im selben Bühnenbild.

Bild: Emanuel Wallimann (Luzern, 4. 6. 2024)

allzu gewollt aktuellen und politisch korrekten Shakespeare-Neuinszenierungen an den Stadttheatern, irgendwie auch erfrischend: roh, ehrlich, direkt. Auch die Geschlechterrollen sind noch relativ klar verteilt. Die Frauen sind in der Tendenz «Luder», die hübschen Mädchen werden vermöbelt, die Männer sind tollkühne, testosterongeladene Typen. Und der Bruch mit den Geschlechterrollen kommt dann (zumindest in

der Inszenierung – in der Originalfassung ist das Verwirrspiel auch unter den Geschlechtern ja bereits angelegt) in Form einer «Tussi» daher, die von einem Mann in Stöckelschuhen gespielt wird. Man kann sich nun darüber streiten oder einfach lachen oder schweigen und dafür das Bühnenbild bewundern.

Besonders an dieser Produktion ist natürlich die Dialektfassung. Und diese überzeugt mehrheitlich durch eine Mi-

schung aus poetischen und derben Wortkombinationen, dem geschickten Einsatz von Mundartakzenten, sonderbar urtümlichen Ausdrücken und Brüchen mit der Schriftsprache, die schon an sich zuverlässig für Lacher sorgen.

Manche Wortspielereien fallen dabei etwas allzu plump aus, manche sind subtil und raffiniert. Und wer das Original in Ohr und Gedächtnis hat, bemerkt die enorme Sorgfalt

dieser Textbearbeitung; das gekonnte Spiel mit Reimen, Doppelungen, sanft-lieblichen Dialektausdrücken, die sich mit derben rohen Kraftausdrücken, urchigen Fluchereien und modernen umgangssprachlichen Wendungen paaren.

Ähnlich wie mit dem Gefälle in Sprachspiel, Slapstick und im Schauspiel der sehr engagierten Laienschauspielerinnen und -schauspieler ist es auch mit dem Humor. Man muss das nicht je-

des Mal lustig finden, wenn einer stolpert, stottert, stürzt. Oder jede sexuelle Anspielung, die manchmal in Wort, Spiel und Bild etwas überstrapaziert wird, etwa durch phallische Blumen und sprudelnde Springbrunnen. Trotzdem, lachen ist eben ansteckend. Und wenn der Esel in seinem erschlichenen Liebesnest mit der Elfenkönigin iahrt und stöhnt und dümmlich lacht, so kann man fast nicht anders, als mitzulachen.

## Overacting hat etwas Direktes und Berührendes

Es ist nicht nur das Zeitlose des Stücks, sondern auch das Ensemble, das berührt. Bei allem Vorbehalt – dem allgemeinen Kitschverdacht und den musikalischen wie sprachlichen und schauspielerischen Patzern – muss man das Ehrliche betonen, mit dem diese Inszenierung daherkommt. Das Overacting hat bei manchen etwas sehr Direktes und Berührendes und oft unpasslich Passendes, das dem allzu geschliffenen Spiel von professionellen Schauspielenden mit der Zeit manchmal abgeht.

Hier wurde mit viel Elan und Leidenschaft geprobt, gefeilt, zusammengearbeitet und der Premiere entgegengefeiert. Dass die Produktionsmittel wohl in Bühne (Dave Leuthold), Kostüm (Brigitte Fries) und Regie flossen statt in Schauspielgagen, kann man also durchaus auch einmal als offensichtlichen Mehrwert für das Publikum anerkennen.

## Hinweis

Aufführungen bis 13. Juli;  
[www.freilichtspiele-luzern.ch](http://www.freilichtspiele-luzern.ch).

# Was wir von unseren Eltern lieber nicht wissen wollen

Wer hier im Kino nicht heult, steht unter Verdacht: Der deutsche Filmpreisgewinner «Sterben» ist eine Hymne ans Leben.

Daniele Musciconico

Bert Gerd Lunies (Hans-Uwe Bauer), geschätztes Alter Mitte 80, schwer dement, in sein Auto. «Du sollst doch nicht mehr fahren!», herrscht Lissy (Corinna Harfouch) ihn an, seine Frau, Mitte 70, schwer krebserkrank. Rüde schubst sie ihn auf den Beifahrersitz. «Aber du musst mich lenken, ich sehe nichts mehr!»

So stochert und stoppelt das alte Paar gemeinsam – «Achtung Kind!», «Jetzt nach links!», «Gib mal Gas!» – im Schritttempo nach Hause. Die Szene ist zum Weinen wahr. Und gleichzeitig ist sie von so lebendiger Komik, dass man schreien möchte.

## Abräumer des Deutschen Filmpreises 2024

«Im Kino gewesen. Geweint.» Die bekannte Tagebuch-Notiz von Franz Kafka benannte damals den Film nicht, der ihn derart bewegt hat. Doch man kann den Eintrag wieder zitieren, er ist gegenwärtig brennend aktuell: «Sterben», der neueste und persönlichste Film von Regisseur Matthias Glasner – ein Profi, wenn es um

schwere Themen und schweres Personal geht, Sexualstrafäter und Selbstmörder –, ist der grosse Abräumer der deutschen Filmpreise und schlägt nun auch in der Schweiz auf.

Wer sich nach drei geschlagenen Kinostunden nicht inwendig zerkrümelt – und mit trocken Augen – wieder ins Helle stolpert, darf sich eines Herzens aus Stein rühmen. Der Untergang der alten Lunies, wohnhaft bei Hamburg, und die Dramödien ihrer beiden erwachsenen Kinder sind die ultimative Messlatte für ein Sozialdrama über die prägendste Erfahrung, die wir alle teilen: Familie.

## Ein Film für die Lebenden und die Toten

Sechs Kapitel gilt es zu bestehen, primär benannt nach den Familienmitgliedern der Lunies. Dabei arbeitet sich Glasner (Drehbuch und Regie) bewusst und mit unheimlicher Könnerschaft an Klischees ab, wenn es darum geht, seine Figuren und Themen zu setzen; und sie im Laufe des Films in tausend Scherben zu zerschlagen. Der Regisseur reagiert mit seinem Film auf den



Vater ist tot. Zeit für ein Mutter-Sohn-Gespräch, das auf den Magen schlägt. Lissy (Corinna Harfouch) und Tom (Lars Eidinger). Bild: zvg

Tod seiner eigenen Eltern und widmet ihn seiner «Familie, den Lebenden und den Toten». Als Alter Ego hat er sich Lars Eidinger als Sohn Tom ausgedacht. Er ist das Zentrum des Orkans.

Star-Kino ist das eigentlich, was hier vor sich geht. Denn Stars spielen mit – doch frei von Starallüren als Antihelden des Alltags. Das gelingt ihnen so ungemütlich in Bild und Ton und mit radikalem Zugriff auf den Stoff, dass man solche Schauspielerqualitäten im deutschen Kino lange nicht mehr sah.

Bühnenstar Lars Eidinger also, er ist Sohn Tom. Was ihn

betrifft, hilft auch kein «Don't panic», wie es auf der Lieblingsmütze des mässig erfolglosen Dirigenten steht. Grund zur Panik lauert hinter jeder Ecke. Nachts ruft ihn seine Mutter an, weil Ehemann Gerd wieder mal ohne Hose die Nachbarin besuchen will. Oder Schwester Ellen (Lilith Stangenberg) meldet sich, betrunken und mit Filmriss, aus einem schäbigen lettischen Hotelbett, wohin sie irgendein Fremder abgeschleppt hat. Dass die zahnmedizinische Assistentin mit schöner Regelmässigkeit auf ihren Patienten einnickt, kann nicht wundern.

Sie lebt nachts in ihrer Stammkneipe und schläft tags bei der Arbeit ihren Rausch aus.

Tom soll das Werk seines schwer depressiven Komponistenfreundes zur Uraufführung bringen, es heisst – und hier findet sich der Filmtitel – «Sterben». Tom ist nicht nur die Anlaufstelle des schwermütigen Freundes und seiner Familie, auch seine Ex lässt ihn für sich arbeiten, er soll der Ersatzvater ihres Kindes sein.

Der strapazierte Gute – dem vielleicht bloss das Gen der Empathie fehlt, sonst wäre er längst zusammengebrochen – hilft sich auf seine Art. Beispielsweise verpasst er die Beerdigung seines Vaters in einem «Ruheforst», natürlich ist das kein Zufall. Irgendwo in der Pampa bleibt sein Auto stehen, er hat in Hamburg zu wenig Strom getankt. Nachdem er seiner Mutter das Missgeschick telefonisch mitgeteilt hat, pinkelt er als erstes glücklich erleichtert an einen Baum.

## Corinna Harfouch ist die deutsche Eiseheilige

Corinna Harfouch ist die gefühlskalte, narzisstische Mutter.

Sie ist so stark und überzeugend und so klar in ihrer realistischen Haltung, dass jeder Geruch von Fiktion oder Spiel abfällt. Die Szene nach der Beerdigung, als Tom seine Mutter doch noch aufsucht, dauert 15 Minuten und ein Ingmar Bergmann hätte sie nicht besser hinbekommen: Es ist die Entlarvung von Mutterhass und Sohnestrauma. Die schwer erträgliche Gemengelage gipfelt im Satz, den Tom unter Tränen zustande bringt: «Ich habe jetzt das Gefühl, dass ich irgendwann verstehe, warum wir so furchtbare Menschen sind.»

Furchtbar allein, furchtbar überfordert und furchtbar ungeliebt, das sind sie alle hier – und nicht nur die Lunies. Jede einzelne Zeitgenossin und jeder einzelne Zeitgenosse von Glasner trägt eine Packung Elend vor sich her; aber auch eine mindestens so wirkungsmächtige Packung schwarzen Humors. Nur so ist «Sterben» erträglich. Und selbst wenn der Film unerträglich wäre, man kommt an ihm dieses Kinojahr nicht vorbei.

«Sterben» läuft seit letzter Woche in den Schweizer Kinos.